Zu Schillers Gedenken.

Wir feiern den 150jährigen Geburtstag eines Großen im Reiche des Geistes. Allüberall in deutschen Landen ist man stolz auf diesen Geisteshelden, der in einer großen Zeit, zu großem Wirken berufen, dem Namen der deutschen Literatur unvergänglichen Ruhmeslorbeer flocht. Das von allem Leiblichen gleichsam losgelöste, das himmelanfliegende, von dem festen Glauben: „Zu was Besserem sind wir geboren" durchdrungene der Schillerschen Poesie erscheint doppelt großartig, wenn wir uns den heroischen Kampf vergegenwärtigen, den dieser Riesengeist mit seiner schleichenden, ihn vorzeitig dahinraffenden Krankheit zu kämpfen hatte. Höchst selten findet sich selbst in seinen Privatbriefen eine Klage über seine Gesundheit, und erschütternd klingt es, wenn er noch von Jena aus auf eine Einladung Goethes nach Weimar erwidert: „Ich bitte nur um die Erlaubnis, bei Ihnen krank sein zu dürfen!"

In seinen Gedichten findet sich nirgends ein Jammern über sein Leiden, nein, wie er noch auf dem Sterbebette die Frage nach seinem Befinden mit „heiterer, immer heiterer" beantwortete, so ist seine gesamte Poesie eine herrliche Bewahrheitung seines Wortes:

„Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Träne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr.
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke durst'gem Tau,
Schimmert durch der Wehmut düstren Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau."

So sieghaft war sein Glaube an die Allüberwinderkraft des Geistes, so sieghaft seine Zuversicht, daß das Kämpfen der Seele gegen den Leib mit einem Siege der ersteren enden müsse, daß nichts seine Ruhe zu erschüttern vermochte.

Der beispiellose Erfolg, der nun schon länger als ein Jahrhundert allen Schillerschen Dichtungen mit noch steigender Kraft treu blieb, beruht zum nicht geringen Teile darauf, daß seine Poesie so recht zum Symbol des Kampfes gegen die Eitelkeit alles Irdischen geworden ist. Wie er seine Krankheit nie beklagt, wie sie seinen stählernen Willen nie an der angestrengtesten Arbeit hindern darf, so hat er auch sonst nicht seine eigenen Freuden und Leiden zu Gegenständen seiner Dichtkunst erkoren, nein, nur die großen Fragen der gesamten Menschheit reizen ihn zu poetischer Behandlung. Sein Leben ist bis in die kleinsten Einzelheiten fast ebenso genau durchforscht worden wie Goethes Leben; aber wenn Goethes Leben der beste Wegweiser durch seine Dichtungen ist, so sind Schillers Dichtungen kaum nennenswert von seinem äußeren Lebenslauf beeinflußt. Von ihm brauchten wir so wenig zu wissen wie von der Biographie Homers oder Shakespeares! Seine Poesie würde doch mit derselben elementaren Macht wirken, weil sie beseelt ist von dem heldenhaften Streben, „durch das Morgentor des Schönen in der Erkenntnis Land zu dringen," und durchglüht von dem heiligen Glauben:

„Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegengehn."

Einhundertundfünfzig Jahre! „Es wird die Spur von seinen Erdentagen nicht in Aonen untergeh'n." Der Geist seiner Dramen wird sich von Generation zu Generation allen Streitern mitteilen, die „nicht allein der Erde jämmerliches Bild mit ihrem Bilde füllen wollen, sondern bestrebt sind, dem Glauben an das Ideale, an den Sieg des Schönen, an die Ewigkeit der Seele" einen Weg zu bahnen.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Über den bevorstehenden Jagdaufenthalt Kaiser Wilhelms in Oberschlesien sind nunmehr folgende Bestimmungen getroffen worden. Der Kaiser trifft am Dienstag, den 23. d., auf Bahnhof Radzionkau ein, wo er vom Fürsten Henckel von Donnersmark empfangen und im Automobil nach Schloß Neudeck geleitet wird. Am Mittwoch findet eine Jagd statt.

* Das Gerücht, Kaiser Wilhelm werde an der am 4. Januar stattfindenden Vermählung des Großherzogs von Sachsen-Weimar mit Prinzessin Feodora von Sachsen-Meiningen teilnehmen, entspricht nicht den Tatsachen; bisher sind Einladungen zu dieser Vermählungsfeier überhaupt noch nicht ergangen.

* Der jüngste Sohn des deutschen Kronprinzenpaares wurde am 6. d. im Beisein vieler Fürstlichkeiten auf die Namen Hubertus Karl Wilhelm getauft.

* Der Entwurf über die Amtspflichtverletzungen der Reichsbeamten, der dem Reichstage sofort nach der Eröffnung wieder zugehen wird, wird noch vor der Weihnachtspause verabschiedet werden, da er bisher nirgends auf größere Bedenken gestoßen ist.

* Im Interesse der Förderung der am 1. Dezember d. stattfindenden außerordentlichen Viehzählung in Preußen sind die Königlichen Eisenbahndirektionen durch Verfügung des Ministers der öffentlichen Arbeiten angewiesen, den Beamten ihrer Bezirke nahezulegen, daß sie sich zur Unterstützung des Zählgeschäfts bereit finden lassen, soweit der Dienst es gestattet, ferner die nachgeordneten Dienststellen zu veranlassen, daß bezüglich der Zählung des auf dem Eisenbahntransport befindlichen Viehes etwaigen Anträgen der mit der Leitung der Zählung beauftragten Behörden Folge gegeben wird.

Frankreich.

* Der Ministerrat hat einen Gesetzentwurf genehmigt betr. eine Anleihe von 14 Millionen zum Bau einer Eisenbahn von Thes nach Kayes in Französisch-Sudan.

Rußland.

PR Aus bestunterrichteter russischer Quelle wird jetzt mitgeteilt, daß die Zarenreise nach Italien einen geheimen Vertrag erweitert hat, der anläßlich des Besuches des Zaren in Cowes zwischen Rußland und England geschlossen wurde, und der bezweckte, Rußlands Macht im Orient zu stärken. In den Tagen von Racconigi ist dieser Geheimvertrag dann auch auf Italien ausgedehnt worden, um jeder weiteren Ausdehnungspolitik Österreichs einen Riegel vorzuschieben.

Balkanstaaten.

* Gegenüber den Gerüchten über den Zusammentritt einer Kreta-Konferenz wird in Konstantinopel erklärt, daß die türkische Regierung nicht zustimmen werde. Eine endgültige Lösung der Kretafrage könne unter den heutigen Verhältnissen mit Rücksicht auf die Türkei nur in engerer oder weiterer Selbstverwaltung bestehen, indessen sei zu befürchten, daß der Unmut der griechischen Bevölkerung, die die Angliederung Kretas an Griechenland verlange, sich gegen den König richte. Dies sei die Ursache für die stete Hinausschiebung einer Lösung der kretischen Frage und für die geringe Wahrscheinlichkeit, daß es zu einer Konferenz komme.

* Der Austausch von Freundschaftsbeweisen zwischen Bulgarien und Serbien dauert fort. König Ferdinand von Bulgarien sandte in Begleitung eines eigenhändig geschriebenen Briefes seine Photographie und den Alexander-Orden der ersten Klasse dem serbischen Thronfolger Alexander, der ihn bei seinem Ausfluge auf serbischem Gebiet begrüßt hatte. Im Begleitbriefe bedankte sich der König für die freundliche Aufnahme bei seinem Besuche in Serbien.

Amerika.

* Die Stellung des Präsidenten Gomez von Venezuela und damit die Ruhe der Republik wird immer wieder durch Anhänger des früheren Präsidenten Castro gestört. Erst vor einigen Tagen gelang es der Regierung, wieder eine Verschwörung aufzudecken, die von den Anhängern des Expräsidenten, dessen Aufenthalt gegenwärtig unbekannt ist, angezettelt worden war. Seit Gomez die Regierung von Venezuela leitet, haben sich die Beziehungen der Republik zu Europa glücklicherweise immer mehr verbessert, so daß niemand Herrn Castro zurücksehnt.

Afrika.

* Die Mahnung Deutschlands an Muley Hafid, er möge an die Begleichung seiner Schulden denken, ist anscheinend nicht ganz ohne Erfolg geblieben. Wie verlautet, überbrachte der Vertreter des Sultans dem deutschen Gesandten Dr. Rosen die Antwort des Sultans auf die deutsche Mahnung, die Anleihe-Verhandlungen zum Zwecke der Befriedigung der deutschen Gläubiger Marokkos zu beschleunigen. Muley Hafid ließ für den freundschaftlichen Rat danken und versichern, daß er seinen Abgesandten in Paris befohlen habe, die Anleihe-Verhandlungen möglichst zu beschleunigen. (Hoffentlich ist diese Zusicherung ehrlich gemeint!)

* Der Sultan Muley Hafid ist nicht in beneidenswerter Stellung. Während die Friedensverhandlungen mit Spanien nur Erfolg versprechen, wenn er ihnen das Rifgebiet bis zur Bezahlung der Kosten als Pfand überläßt, drohen jetzt die Franzosen, falls die Zahlungsfristen für die Entschädigung ihrer Straferpedition (Udjida und Casablanca) nicht innegehalten werden, mit der Pfändung aller Einnahmen in Udjida und im Schaufagebiet. — Das in Algeciras für unverletzlich erklärte Scherifenreich geht also langsam seiner Zerstückelung entgegen.

Asien.

* Um das abermalige Eingreifen Rußlands wegen der Unruhen in Nordpersien zu verhindern, hat die persische Regierung von Teheran aus Truppen entsandt, die sich vorteilhaft von den Truppen der früheren Regierung unterscheiden. Man hofft daher in Teheran, daß es endlich gelingen wird, ohne fremde Hilfe die Ordnung im Reiche wiederherzustellen.

Die Unterschleife auf der Kieler Werft.

Als nächster Zeuge wird Kriminalkommissar Wannowski vernommen. Er schildert eingehend die von ihm in der Angelegenheit betriebenen Ermittelungen und gibt an, daß eine Kieler Firma, die sich Peters nannte und in Kiel gar nicht existierte, in Berlin Waren angeboten habe. Nach der Festnahme Peters habe ihm dieser gestanden, daß es andre Werftbeamte noch viel schlimmer treiben. Insbesondere müßte Direktor Heinrich viel auf dem Kerbholz haben. Der Zeuge schildert dann im weiteren Verlauf seiner Vernehmung den Gang und die Ergebnisse seiner Feststellungen. Weiter gibt der Zeuge noch an, daß der frühere Oberwerftmeister Kankowski zugegeben habe, daß er bei einer Ollieferung 5000 Mark verdient habe, und daß er sich das Geld später von Lieferanten geholt habe. Der Zeuge Wannowski schildert dann die Verhaftung des Jacobsohn sen. in Amsterdam. Er kam auf seine Spur durch ein Telegramm, das sich der Schutzmann Brumme auf dem Telegraphenamt in Hamburg hat zeigen lassen. Jacobsohn sen. ist dann in Amsterdam durch einen holländischen Schutzmann festgenommen worden. Die Angeklagten Jacobsohn sen. und Jacobsohn jun. wenden sich in scharfer Weise gegen die Bekundungen des Zeugen Wannowski, soweit sie in Betracht kommen. Der Vorsitzende erklärt, daß er es nicht dulde, daß der Zeuge in einer solchen Weise angegriffen werde. Kriminalkommissar Wannowski gibt weiter an, daß er selten so wenig Unterstützung bei seinen Ermittelungen gefunden habe wie gerade in dieser Sache. Das Haupt dieser Gesellschaft war Peters, von dem auch alles ausging. Peters war schon früher mit Zuchthaus bestraft; er hatte sich Formulare und Stempel zu beschaffen gewußt, mit denen er seine Schwindeleien und Urkundenfälschungen ausübte. Hierauf wird der Werftbeamte Rosemann vernommen. Er erklärt, daß er von Unregelmäßigkeiten des Angeklagten Riecken niemals etwas bemerkt habe. — Justizrat Schirren fragt den Zeugen Fredrich, ob bei Unterschleifen in dem zur Anklage stehenden Umfange nicht Beamte verschiedener Ressorts zusammenwirken müßten. — Der Zeuge Fredrich erwidert hierauf, daß dies nicht immer notwendig sei, weil die Waren meistens nur einmal gewogen werden. — Es werden dann Sachverständige der verschiedensten Gebiete vernommen. — Vors.: Es handelt sich hier darum, daß früher die Materialien mit alten Brücken gewogen worden sind. Es kann wohl als festgestellt angesehen werden, daß diese alte Wage gewisse Mängel aufwies und daß sogar Gewichtsunterschiede bis zu tausend Kilogramm möglich waren. Darüber besteht wohl im übrigen unter den Geschworenen und bei uns allen keine Meinungsverschiedenheit, daß jemand, der allein war und nicht beaufsichtigt wurde, in dem Wiegehäuschen tun und lassen konnte, was er wollte. Wenn nun ein Waggon mit zwei oder drei Rädern auf der Wage stand statt mit vieren, kann das eine erhebliche Gewichtsdifferenz verursachen? — Sachverst. Leu: Da sind große Unterschiede möglich. Vors.: Ist davon gesprochen worden, daß die Angeklagten Jacobsohn und Frankenthal in Kiel besondere Vorteile hatten? — Sachverst.: Frankenthal und Jacobsohn wußten genau, was in den einzelnen Haufen steckte, und sie bekamen auch besondere Gutgewichte. — Angekl. Frankenthal: Waren zwischen den Eisenabfällen nicht wertvolle Metallstücke enthalten? — Sachverst.: Jawohl. Ich selbst habe einmal von Frankenthal einen Haufen altes Eisen gekauft, weil ich unter dem Eisen wertvolle Bronzestücke sah. Als ich den Haufen nachher bekam, waren die Bronzestücke herausgenommen. — Zeuge Großkaufmann Neugebauer (Hamburg) bestätigte die Angaben des vorigen Sachverständigen. — Vors.: Also Sie selbst waren geradezu gezwungen, dem Ring beizutreten? — Zeuge: Jawohl. Ich bin zu jeder Versteigerung mit einem gewissen Groll gegangen und habe versucht, die Sache ohne den Ring zu machen, aber es ging nicht. — Vors.: Ist es richtig, daß der Angeklagte Frankenthal Vorteile genoß, die nicht jeder hatte? — Zeuge: Wir waren alle darüber ärgerlich, daß Frankenthal besonders gut informiert war. Er war täglich auf der Werft, hatte in Kiel seine Lagerplätze und wußte genau, was jeder Haufen wert war. Wir waren sehr ärgerlich darüber, daß wir nicht so gut unterrichtet waren. — Ein Beisitzer: Wenn Sie so außer Konkurrenz gesetzt waren, haben Sie sich da nicht zur Wehr gesetzt? Sind Sie nicht bei der Werft vorstellig geworden und haben gesagt, es läge ja im eigenen Interesse der Werft, wenn die Konkurrenz nicht in dieser Weise ausgeschaltet werden würde? Haben Sie sich denn das gefallen lassen? — Zeuge: Ich habe keine Unterstützung gefunden und wollte allein nicht vorgehen. Meine Erfahrung der Kaiserlichen Werft gegenüber als einzelner Kaufmann ist die, daß, wenn ich ganz allein etwas einreichte, ich die

Rolle eines Querulanten

gespielt hätte. — Vert. R.-A. Stobbe: Haben Sie eine Intimität zwischen Frankenthal und Rat Heinrich bemerkt? — Zeuge: Nicht im geringsten. Es würde dem betreffenden Kaufmann auch schlecht gegangen sein, der sich mit Rat Heinrich intim gestellt hätte. Da hätte es sicherlich ein Donnerwetter abgesetzt. — Angekl. Frankenthal: Wird in bezug auf meine Geschäfte an der Hamburger Börse gesagt, ich mache illegale Geschäfte, oder ich hätte mir die Vorteile vermöge meiner großen Sachkenntnis verschafft? — Zeuge: Die Leute, die ernsthaft darüber sprachen, fühlten ihre Ohnmacht gegenüber Frankenthal in dieser Beziehung, und diese Ohnmacht bildete bei manchen Leuten einen Grund, weshalb sie gegen Frankenthal eingenommen waren. — Vert. R.-A. Stobbe: Was hält der Sachverständige von der Fähigkeit des Angeklagten Frankenthal, die Waren sich auszusuchen und gut zu mischen? — Zeuge: Frankenthal war geradezu ein Künstler im Mischen. — Im Anschluß an diesen Prozeß ist beschlossen worden, auf der Kieler Werft kaufmännische Buchführung einzurichten. Dazu wird ein kaufmännischer Beirat eingesetzt.

Entwirrte Fäden.

13] Roman von Johannes Emmer.

(Fortsetzung.)

Es war eine lange und seltsame Geschichte, die der todkranke Mann dem Mädchen erzählte: Die Freiherren von Galtür waren ein altes Geschlecht, das aber wie so manches andre im Laufe der Zeiten seine Besitztümer verloren hatte, so daß der Großvater Arnulfs, der Freiherr Peter, froh sein mußte, daß er eine Stelle im Dienste des Kurfürsten von Köln fand. Ein ziemlich bescheidenes Leben mußte der auf seinen Sold angewiesene kurfürstliche Kammerrat führen, und wenig Aussicht hatte er, daß seinen Kindern, eine Tochter und ein Sohn, ein glänzendes Los beschieden sein werde. Für den Sohn ließ sich zur Not sorgen, den konnte man irgendwo in einer Armee oder am Hofe eines der kleinen Fürsten unterbringen; die Tochter aber konnte höchstens auf irgend einen Stiftplatz hoffen, und dazu war die Gunst hoher Herren nötig, die sich Freiherr Peter nicht zu verschaffen verstand. Er war stolz, trotz seiner Armut, dabei etwas beschränkten Geistes und ohne gesellige oder sonstige Talente, mit denen man sich beliebt machen kann.

Das Freifräulein Sophie hatte jedoch wenig Lust, in einem adligen Stift ein freudeloses Dasein zu führen. Lebhaften Geistes, ziemlich gebildet und lebenslustig, sehnte sie sich hinaus aus den engen Verhältnissen des väterlichen Hauses, in dem verschämte Not herrschte. Ein Zufall führte ihr einen reichen Hamburger Handelsherrn in den Weg, der Geschäfte halber sich längere Zeit in Köln aufhalten mußte. Der jugendliche Mann, der schon weite Reisen gemacht hatte und an Bildung und Anstand den kurfürstlichen Kavalieren nichts nachgab, gewann ihre Neigung; ihr Geist und anmutiges Wesen fesselten auch ihn. Freiherr Peter war freilich sehr erzürnt, als er die Sache entdeckte, und er ließ nichts unversucht, um seiner Tochter die „Torheit auszutreiben", wie er es nannte; aber das Freifräulein Sophie beharrte auf ihrem Willen und hielt allen Mahnungen, Vorwürfen und Drohungen tapfer Stand. Schließlich mußte Freiherr Peter doch nachgeben; der Gedanke, daß der reiche Schwiegersohn im Notfall vielleicht auch nicht kargen würde, um das Hauswesen des Kammerrates oder die Zukunft seines Schwagers zu unterstützen, versöhnte ihn wenigstens soweit mit dem Mißgriff der Tochter, daß er dem Paare nicht fluchte. So wurde das Freifräulein Sophie Frau Mathon und zog mit dem Manne ihrer Wahl wohlgemut in die Fremde.

Bald aber brachen die schweren Zeiten der Franzosennot herein; der Kammerrat überlebte den Zusammensturz der kurfürstlichen Herrlichkeit nicht und starb, ehe er noch gezwungen war, eine Zuflucht bei dem unbemittelten Schwiegersohne zu suchen; sein Sohn hatte in der kaiserlichen Armee eine Stellung gefunden.

Auch der Kaufherr Mathon sah schlimme Tage, die Kriegswirren waren für den Handel wenig günstig und schwere Einbußen schmälerten das Vermögen auch der reichsten und angesehensten Handelshäuser. Herr Mathon war ein kluger und unternehmender Mann, dessen Tatkraft mit den Jahren nicht abnahm, sondern wuchs. Da die Verhältnisse in der Heimat sich so schlimm gestalteten, so faßte er den kühnen Entschluß, mit dem Reste seines Vermögens nach Rußland auszuwandern. Er ging nach Petersburg und bald zeigte sich, daß er damit einen glücklichen Schritt getan hatte; seine Tätigkeit und Umsicht fanden reichen Lohn und es währte nicht lange, so war er einer der bedeutendsten und angesehensten Männer in der dortigen Kaufmanns-Gilde. Glücklich wie in seinen Geschäften, war Herr Mathon auch in seiner Ehe. Frau Sophie war eine musterhafte Hausfrau und Gattin, zu einer schönen, stattlichen Frau herangereift, die dem Manne das Heim angenehm zu machen verstand und auch in der Gesellschaft mit Würde und Takt einen hervorragenden Platz einnahm. Ihre Abstammung aus einem vornehmeren Geschlecht, als das des Gatten war, hatte sie niemals geltend gemacht und selbst Personen, die viel im Hause verkehrten, wußten nicht, daß die Hausfrau die Tochter eines Freiherrn sei. Vielleicht trug der Umstand, daß im väterlichen Hause sehr wenig vom Glanze des Adels zu verspüren gewesen war, dazu bei, daß ihr der Adels-Stolz so gänzlich fremd blieb und sie weit mehr auf das Ansehen ihres Gatten als auf jenes ihres Namens gab. Nur ein Umstand trübte das Glück dieses Paares, die Kinder, die Frau Sophie gebar, starben alle in den ersten Jahren; nur der letzte Sohn, ein Spätling, war noch übrig.

Mit dem Bruder hatte Frau Sophie gar keinen Verkehr, seit sie nach Petersburg gezogen war; eigentlich hatte man auch früher kaum von einem solchen reden können, denn mehr als drei oder vier Briefe waren in der ganzen Zeit zwischen den Geschwistern nicht gewechselt worden. Nicht gering war daher die Überraschung, als in Petersburg plötzlich der Bruder, und zwar in Begleitung seines Sohnes, auftauchte.

Baron Peter, der jüngere, hatte in der kaiserlichen Armee es zu einem hohen Range gebracht, sich vermählt — natürlich standesgemäß — aber seit dem Tode seiner Frau war ihm das Glück untreu geworden. Er hatte sich mit mächtigen Persönlichkeiten verfeindet, und was noch schlimmer war, die Mitgift seiner Frau war verloren gegangen. Gewissen Verdiensten, die er sich erworben hatte, dankte er es, daß man ihn nicht ganz fallen ließ, sondern ihn der Gesandtschaft in Petersburg zuteilte, mehr, um ihn loszuwerden, als zu beschäftigen. Er hatte seinen Sohn Arnulf, der damals noch nicht zwanzig Jahre alt war, mitgebracht, genauer gesagt, mitnehmen müssen. Der junge Mann zeigte schlimme Neigungen und hatte dem Vater durch verschiedene Streiche schon manche schwere Verlegenheit bereitet; Arnulfs Treiben namentlich hatte die Zerrüttung der Vermögensverhältnisse verschuldet.

Daß Frau Sophie den Bruder herzlich aufnahm, war begreiflich, auch der Neffe wurde freundlich empfangen; aber während dieser mit sichtlichem Vergnügen die Annehmlichkeiten in dem Hause des zwar unbeugsamen, aber reichen Oheims genoß, bewahrte der Vater eine kühle Zurückhaltung, und ließ es sich merken,